Dies und das

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus dem Verein

Festschrift

Der Deutschschweizerische Sprachverein wird im Jahre 1964 seinen 60. Geburtstag feiern. Bei dieser Gelegenheit wird er eine Festschrift herausgeben, die eine Reihe von Beiträgen zum deutschschweizerischen Sprachleben enthalten wird. Die Gestaltung der Schrift liegt in den Händen von Dr. Kurt Meyer, Prof. Dr. Linus Spuler (abwesend) und Prof. Dr. Alfons Müller. Es liegen bereits einige wertvolle Arbeiten vor, die in dieser Schrift veröffentlicht werden sollen.

Jubiläums-Spende

Diesem Heft liegt ein Einzahlungsschein bei. Er will unsere Mitglieder einladen, einen Beitrag an die Kosten der Jubiläumsfeier zu leisten. Die Vereinsleitung hofft, daß es dank der Großzügigkeit unserer Mitglieder möglich werde, das Jubiläum würdig zu begehen.

Jahresversammlung 1964

Für die Jahresversammlung 1964 ist Schwyz als Tagungsort in Aussicht genommen. Voraussichtlich findet sie am 15. März statt.

Dies und das

Die Franzosenschule in Zürich

Der Öffentlichkeit sehr wenig bekannt, besteht seit 1954 auch in Zürich, mitten im deutschsprachigen Gebiet der Schweiz, eine französische Schule (Ecole Française, Hottingerstraße 30 und Rütistraße 42). Sie zählt gegenwärtig 65 Schüler und drei Lehrer. Der oberflächliche Eindruck, es handle sich um ein französisches Gegenstück zu den Schweizerschulen im Ausland (Lima, Barcelona usw.) erweist sich leider als falsch. Unsere Auslandschweizerschulen setzen sich ohne Ausnahme das doppelte Ziel, eine Schulbildung zu vermitteln, die der des Gastlandes mindestens ebenbürtig ist, und darüber hinaus Gewähr zu bieten, daß ihre Schüler der Heimat in Sprache und Gesinnung erhalten bleiben. Im Gegensatz dazu geht es der Franzosenschule in Zürich, — wie bei der Gründung dargetan wurde — einzig darum, ihren Schülern den Anschluß an das französische Schulwesen zu erleichtern; denn — so wurde gesagt — sie soll Kindern dienen, deren Väter aus beruflichen Gründen (etwa als Vertreter französischer Großfirmen) *vorübergehend* in Zürich tätig sind. In diesem Sinne empfiehlt denn auch das französische Generalkonsulat den Besuch dieser Privatschule. Wie weit es sie finanziell unterstützt, entzieht sich unserer Kenntnis.

In diesem Zusammenhang erinnert man sich daran, daß das Ende des Zweiten Weltkrieges eine regelrechte Angriffswelle der französischen Sprache gegen das deutsche Sprachgebiet auslöste. 1944 wurde in Bern die welsche Privatschule eröffnet, die am 6. Oktober 1959 vom Nationalrat allen verfassungsrechtlichen und sprachpolitischen Bedenken zum Trotz mit einer erklecklichen Bundessubvention bedacht wurde. Einem Bericht des „Impartial" vom 28.11.1946 konnte entnommen werden, daß in Grenchen Bestrebungen im Gange waren, für die Kinder der welschen Uhrmacher eine eigene Schule zu schaffen, und aus Zürich meldete die „Gazette de Lausanne" am 3.12.1946 Vorbesprechungen für die Gründung einer französischen Schule. Wenn diese damals noch nicht zustande kam, so mag dies am Widerstand der zürcherischen Schulbehörden gelegen haben, vielleicht aber gebrach es ganz einfach an Schülern oder an Geldmitteln. Jedenfalls schickten die „interessierten Kreise" nun das französische Generalkonsulat vor, das in der Alliance Française über ein bewährtes Werkzeug der Kulturpropaganda und der sprachlichen Eroberung verfügt. 1954 konnte die Schule eröffnet werden. Soweit sie einzig Kindern französischer Staatsbürger dient, die für wenige Jahre in Zürich weilen, darf sie als Notbehelf betrachtet und durch Zürichs Wirtschaftsgeltung gerechtfertigt werden. Freilich wird sie stets mit einem höchst unerfreulichen Übel belastet sein: mit ständigem Schülerwechsel.

In den Verhandlungen mit den Behörden hatten die Wortführer immer nur von den Schulschwierigkeiten jener Kinder gesprochen, die sich nur vorübergehend in Zürich aufhalten. Nach der Eröffnung der Schule wurde aber sogleich versucht, den Kreis der Schülerschaft weiter zu ziehen. Darin enthüllten sich die Bestrebungen von 1946, mit denen welsche Kreise darauf hinzielten, ihre Kinder der Assimilation zu entziehen, die sich aus dem Besuch der Volksschule zwangsläufig ergibt, oft mehr im Umgang mit Kameraden als im Unterricht selbst. Diese Assimilationsfeindlichkeit steht nicht nur in schroffem Gegensatz zu der Assimilationsfreudigkeit des Deutschschweizers im Welschland, sondern widerspricht auch den Grundsätzen unseres sprachlichen Zusammenlebens. Zugrunde liegt ihr eine geistige Haltung, die Bedenken erwecken muß: die hochmütige Meinung von der Überlegenheit der französischen Kultur, eine Meinung, die unzählige Deutschschweizerinnen aus ihrer welschen Pensionatszeit heimbrachten und die durch die Hochschätzung des Französischunterrichts an den deutschschweizerischen Schulen anscheinend amtlich anerkannt wird. Während bei uns Jahr für Jahr Hunderte von Schülern an den Klippen des Französischen scheitern und zurückversetzt werden, kann man Ähnliches vom Deutschunterricht im Welschland nicht behaupten.

Die zürcherischen Schulbehörden sind den Wünschen der französisch-welschen Kolonie mit einer Großzügigkeit entgegengekommen, die man auf französischem Boden wohl vergeblich suchen würde. In bewußter Abweichung von den zürcherischen Schulgesetzen wurde der Franzosenschule erlaubt, sich statt an den zürcherischen an den waadtländischen Lehrplan zu halten, die Sekundarschule bereits nach fünf statt nach sechs Jahren anzuschließen und das Schuljahr im Herbst zu beginnen. Anderseits verfügten die zürcherischen Erziehungsbehörden, denen die gefährlichen Auswirkungen dieser Sonderregelung nicht verborgen blieben, für die Kinder von Welschschweizern eine Reihe von Einschränkungen. Sie dürfen nur mit schriftlicher Bewilligung des städtischen Schulamtes in diese Privatschule eintreten, und zwar nur für die Dauer von zwei Jahren. Nach Ablauf dieser Frist sind sie verpflichtet, entweder in die Volksschule oder in eine deutschsprachige Privatschule einzutreten. In Wirklichkeit stellt dann freilich die Schulleitung fast für jeden Schüler das Gesuch, ihn noch ein drittes und viertes Jahr behalten zu können, da er „noch nicht so weit sei", — daß er dem Unterricht in deutscher Sprache zu folgen vermöchte. Das ist kein Wunder, wenn man sich vorstellt, welches Schattendasein

der Deutschunterricht an dieser Schule führt. Auf dem Papier steht er wohl da, in Tat und Wahrheit aber wird davon ständig „abgemarktet". Davon wüßten die amtlichen Aufsichtsorgane ein Liedlein zu singen, auch über das fragwürdige, aber zügige Werbemittel der Schule: sie kennt nämlich keine Rückversetzungen und nimmt — ganz im Gegensatz zur Volksschule — jeden Schüler in ihre Sekundarabteilung auf.

Gegründet wurde die Schule vom Generalkonsulat der französischen Republik; getragen aber wird sie seit einiger Zeit von einem Verein, dem auch zahlreiche Schweizerbürger angehören. Aus deren Mitte ist nun die regierungsrätliche Verfügung, wonach Schweizerkinder diese Schule während höchstens drei Jahren besuchen dürfen, gerichtlich angefochten worden — und dies mit Erfolg. Denn, so entschied das Zürcher Verwaltungsgericht am 25. Oktober 1962, die genannte Einschränkung schaffe eine Rechtsungleichheit, weil sie nicht auch für Ausländerkinder gelte; sie sei somit als rechtswidrig aufzuheben. Damit ist die Frage „Franzosenschule oder französische Schule?" entschieden. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Zürcher Kantons- und Stadtbehörden, nachdem sie derart übers Ohr gehauen wurden, wenigstens die Subventionierung des Kuckuckseis verweigern. Aber wer weiß, was uns helvetische Sentimentalität, romanische Pfiffigkeit und alemannische Einfalt noch bescheren!

Die Absicht der Kreise, die hinter der Schule stehen, ist jedenfalls deutlich genug: die Assimilation verhindern und einen Brückenkopf des französischen Sprachgebietes schaffen. Das hat der „Courrier de Genève" bereits vor zwei Jahren frohlockend zugegeben, indem er außer Biel und Bern als neue *Brückenköpfe* bereits Luzern, Basel und — Zürich nannte. Nur könnte die deutschschweizerische Mehrheit eines Tages entdecken, daß es auch Deutschschweizerkolonien gibt in Lausanne, Payerne, Vevey, Genf ...

Die Brückenköpfe sind genannt. Biel kann, seit es dort ein voll ausgebautes französisches Schulwesen gibt, nicht mehr als deutschsprachige Stadt gezählt werden; in Bern ist die französische „Bundesschule" Wirklichkeit geworden. Hier war es der „Sonderfall Bundesstadt", der als ideologischer Sturmbock für die Durchbrechung der Sprachgrenze diente; in Zürich ging der Feldzug des „Courrier de Romand" unter der Flagge „Sonderfall Wirtschaftsmetropole". Wieviele weitere „Sonderfälle" sollen noch geschaffen werden?

A. P. Markwart

Keine Träne für die Großschreibung

Nun ist es heraus. Die Mehrheit der Schweizerischen Orthographie-Konferenz hat beschlossen, die bisherige Großschreibung der Hauptwörter beizubehalten. Die Befürworter der Kleinschreibung müssen sich geschlagen geben.

Soll man sagen Gott sei Dank oder schade? Die Gründe, die für die Großschreibung sprechen, haben sich als zu gewichtig erwiesen, als daß man sie hätte beiseite schieben dürfen. Der Bericht über die Konferenz bezeichnet sie als sprachlicher, kultureller, wirtschaftlicher und technischer Art. Für die Großschreibung haben sich denn auch nicht nur zahlreiche, sondern auch namhafte Vertreter von Kultur, Kunst, Schrifttum, Buchverlag und Druckgewerbe eingesetzt. Man kann nicht anders, als ihnen recht geben.

Und doch. Gehört trotz allem nicht der Kleinschreibung die Zukunft? Ich muß daran denken, wie zäh vor vielen Jahren einmal die Bündner am Verbot des Automobils in ihrer Heimat festgehalten haben. Schließlich mußte es doch aufgehoben werden. Allerdings erst, nachdem man einem der gewichtigsten Gründe für das Verbot, den staubigen Straßen, mit Erfolg zu Leibe gegangen war.

Man hat ähnliche Einwände gegen die Kleinschreibung in Dänemark gehört, als sie die Großschreibung ersetzen sollte. Das sollte unabsehbare „kulturelle,

wirtschaftliche, technische" Folgen haben. Dann aber vollzog sich die Umstellung schmerzlos und ohne daß die gefürchteten Folgen eintraten.
Gewiß, mancher würde der Großschreibung eine Träne nachweinen, wenn sie abgeschafft würde. War und ist sie doch ein Teil unseres sprachlichen Lebens, soweit es sich im schriftlichen Ausdruck verkörpert. Aber gilt nicht das gleiche von der sogenannten Frakturschrift, die der Lateinschrift, der Antiqua, in Buch und Zeitung hat weichen müssen? Die Fraktur ist viel mehr als die Antiqua das der deutschen Sprache auf den Leib geschnittene Gewand. Sie ist schöner und — das haben Versuche erwiesen — leserlicher, weil sie das stärker geprägte Wortbild hat. Sie besitzt das ß, das Zeichen für das stimmlose, sogenannte scharfe s, das es zwar in manchen, aber nicht in allen Antiquaschriften gibt. Dann aber auch das lange s, das Zeichen für das stimmhafte s, das der Antiqua gänzlich fehlt. Es hat es früher gegeben und findet sich sogar in französischen Drucken des 18. Jahrhunderts. An der Fraktur hing das Herz vieler, besonders älterer Menschen. Auch ich habe ihr eine Träne nachgeweint, als sie abgeschafft wurde, mich aber dann darein gefunden. In Deutschland gibt es einen Verein, der für die „deutsche Schrift", die gedruckte wie die geschriebene, wirbt und eine Zeitschrift herausgibt. Bei allem Verständnis, das man seinen Bestrebungen entgegenbringen mag, es ist nicht zu bestreiten, daß er auf verlorenem Posten kämpft.
Der Großschreibung brauche ich also noch keine Träne nachzuweinen. Noch. Denn ich bin überzeugt, einmal wird die Kleinschreibung kommen. Die Kräfte, die sich für sie einsetzen, werden sich nicht geschlagen geben, sie werden wachsen und stärker werden. Mit den Jahren . . . *H. Behrmann*
Bemerkung der Schriftleitung: Wir werden auf die Rechtschreibekonferenz noch zu sprechen kommen.

Mit Humor gegen steriles Behördendeutsch

Unter dem zugleich herausfordernden wie mahnenden Motto „Deutsch kann eine schöne Sprache sein" hat die Oberfinanzdirektion Münster einen Feldzug gegen das Behördendeutsch gestartet. Sie führt ihn nicht nur mit einer neuen Methode, sondern auch mit einem alten probaten Mittel — mit Humor.
Künftig wird sie in jeder Nummer ihrer „Bezirksnachrichten", einem sonst nüchternen Mitteilungsblatt für den innern Dienstbetrieb, das alle Finanz- und Zolldienststellen in Westfalen erreicht, typische Beispiele behördlicher Sprachunart veröffentlichen und mit munter-ironischer Kritik zeigen, wie man es besser machen kann. Oberfinanzpräsident Dr. Hans Evertsbusch hat dieser „Kampfart" gern und freudig seine Zustimmung gegeben.
Alle zwölftausend Angehörigen der Finanz- und Zollverwaltung in Westfalen sind aufgefordert, nicht nur gutes Deutsch zu schreiben und zu sprechen, sondern auch Beispiele aus dem Behördendeutsch zusammenzutragen. Wer schlechte Formulierungen aufspießt, soll zugleich vorschlagen, wie man es besser machen kann.
In ihrem Aufruf, mit dem die Oberfinanzdirektion die neue „Kampfart" eröffnete, heißt es: „Unsere Sprache sollte unserem Tun angemessen sein. Jeder soll uns verstehen können. Aus umständlichen und geschraubten Sätzen wird der Empfänger auf eine ebensolche Arbeitsweise schließen. Sein Unmut über alles, was mit Behörden und Bürokratie im allgemeinen und mit unseren Verwaltungszweigen im besondern zusammenhängt, erhält durch eine schlechte Sprache neue Nahrung."

Schon jetzt daran denken:
Auf Weihnachten „Sprachspiegel"-Abonnemente schenken.

Der „Sprachspiegel" im Echo der Zeitung

az. In den zwanzig Jahren ihres Bestehens hat die Zeitschrift des Deutschschweizerischen Sprachvereins, bescheiden und anspruchslos, aber immer gediegen und von ihrem Schriftleiter aufs sorgfältigste gehegt und betreut, eine stetig wachsende Zahl treuer Freunde gewonnen unter Gelehrten und Kaufleuten, Schriftstellern und Schriftsetzern, Professoren und Studenten, Lehrern und Schülern. Die Vielfalt und Vielseitigkeit, die in jeder Nummer auf dem Boden der Sprachkultur und -pflege jedem etwas bietet, fällt auch im Juli/August-Heft wieder in die Augen. Beiträge wie „Eine problematische Verbalform des Höchstalemannischen" dürften vom streng wissenschaftlich ausgerichteten Leser begrüßt werden. Weitere Beiträge sind dem Verhältnis der Muttersprache zu fremden Idiomen und dem Thema „Deutsch in aller Welt" gewidmet; eine anregende Stilstudie bietet der Artikel „Suggestion im geschriebenen Wort". Vor allem aber können die regelmäßig erscheinenden grammatikalischen Untersuchungen und Ratschläge Ungezählten Hilfe bringen. Der Lösung sprachlicher Probleme und Rätsel nehmen sich in jedem Heft die „Zehn Minuten Sprachkunde" und der „Briefkasten" an. Eine andere, neu eingeführte Spalte, der „Sprechspiegel des ‚Sprachspiegels'" soll in Zukunft dem lebendigen, laut werdenden Wort vermehrte Aufmerksamkeit schenken und auch für das Sprachgefühl schärfen oder, wo nötig, das Sprachgewissen wecken.

„Neue Zürcher Zeitung"

Abgewimmelt, Eidgenosse!

Aus Basel wird uns der folgende, recht spitze Brief geschickt:

Ein Höfling, so wird berichtet, soll Friedrich dem Großen hinterbracht haben, daß der Berliner Handwerksmeister XY unehrerbietige Kritik an der Regierung des Königs übe. „Kann er 40 000 Mann ins Feld führen?" wollte der König wissen. „Natürlich nicht", meinte erstaunt der Höfling. „So laß Er ihn schwatzen!" schloß der Herrscher die Unterredung.

Die Zeiten haben sich geändert, ebenso die Sitten und Gebräuche. Außerdem ist der Herr Polizeihauptmann Ramseyer in Basel auch kein König. Wenn er den lästigen Kritiker „abwimmelt", so tut er's höflich, in sachlichem Ton und — scheinbar — mit Argumenten. Anlaß dazu geben ihm hin und wieder Sprachfreunde, die es nicht begreifen, weshalb manche Wegweiser in Basel in französischer Sprache beschriftet sind. So schreibt er etwa: „Würden wir den vielseitigen Begehren zustimmen, so müßten wir mindestens zwei- bis dreisprachige Wegweiser aufstellen, was zur Unübersichtlichkeit und zu großen Aufwendungen führen müßte."

Es tut uns leid, dem Herrn Polizeihauptmann bei dieser Begründung keinen guten Glauben zubilligen zu können. Als Polizeihauptmann muß er doch nämlich über gewisse grundlegende Rechtsbegriffe Bescheid wissen. Er muß etwas von Landes- und Amtssprache schon gehört haben, zumal, daß die Landes- und Amtssprache in Basel deutsch ist. Aber er spielt den Naiven. Er setzt in seiner Begründung stillschweigend voraus, daß in Basel zu amtlichem Gebrauch statt Deutsch ebensogut Chinesisch, Sanskrit oder Suaheli verwendet werden könnte. Und das ist nun offenbar nicht der Fall.

Gewiß, es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Sprachenfrage zu lösen. Nach *französischer* Auffassung zum Beispiel ist die Amtssprache in ganz Frankreich — *ohne Rücksicht auf die Landessprache* — Französisch. Bei uns dagegen brüstet man sich bei jedem Schützen- und andern Fest damit, daß sich die Behörden bei ihrer Sprachregelung gut demokratisch nach der Sprache der Bevölkerung richten und nicht umgekehrt. Das tun sie auch in der französischen

italienischen und rätoromanischen Schweiz. Nicht so in Basel. Da lesen wi „France", „Mulhouse" und „Delémont".
Ob der Herr französische Konsul in Basel, der sich so lebhaft für die Jura-Separatisten interessiert, dahintersteckt? Der Bückling — der demokratische — vor Frankreich ist unverkennbar. Man weiß zwar in Basel sehr gut, daß die „Waggis" (die Elsässer) ein deutschsprachiges Volk sind, das sich in achtenswerter Weise gegen die Romanisierungspolitik der Pariser Verwaltung wehrt und dabei genau das anstrebt, was in unserem Lande als besondere Schweizertugend immer wieder herausgestrichen wird: die Gleichberechtigung aller Volksteile, auch in sprachlicher Hinsicht. Man sollte also meinen, daß in dieser Frage die Sympathie Basels auf Seiten der Elsässer und nicht der Pariser Zentralisten stünde. Weit gefehlt: im deutschschweizerischen Basel heißt die deutschsprachige Elsässer Stadt Mülhausen „Mulhouse", genau so, wie — nach französischer, unschweizerischer Regelung — in der deutschsprachigen Stadt Mülhausen die deutschschweizerische Stadt Basel „Bâle" heißt.
Gewiß, Herr Hauptmann, wir können keine 40 000 Mann ins Feld führen. Machtmäßig brauchen Sie auf uns keine Rücksicht zu nehmen. Und was das Recht anbelangt? Da geht offenbar französisches Recht vor schweizerischem. Und der Eidgenosse, dem dies nicht gefällt — wird abgewimmelt. *kb*

Toleranz der Gutmütigen

Das „Badener Tagblatt" schreibt am 26.1.1963:
Von einer „*freundeidgenössischen Geste*" der Berner Regierung war kürzlich in einem Artikel die Rede, der durch zahlreiche deutschschweizerische Zeitungen die Runde machte. Sie, die *Berner Regierung,* habe beschlossen, die *französisch-sprachige Schule zu subventionieren* (in Durchbrechung, fügen wir bei, des verfassungsmäßigen Territorialprinzips). Das Entgegenkommen habe, so liest man weiter, bei den Welschen ein sehr gutes Echo gefunden, diese erblicken darin den Beweis, daß es dem Kanton Bern mit dem toleranten Zusammenleben beider sprachlicher Gruppen *ernst* ist.'
Freundeidgenössische Gesten und tolerantes Verhalten haben stets unsern Beifall, besonders dann, wenn sie für *alle* gelten. In diesem Fall aber läßt sich das sehr dicke Haar in der Suppe nur von Leuten übersehen, die willentlich beide Augen schließen. Von der so gepriesenen Toleranz verspüren nämlich die Deutschschweizer im französischen Sprachgebiet kaum den Hauch einer Spur. Ein Bundesrichter aus der Ostschweiz sagte uns, es sei ihm, obwohl er es gewünscht hätte, nicht möglich gewesen, seine Kinder in Lausanne in eine deutschsprachige Schule zu schicken; im Welschland werden deutschsprachige *Privatschulen* nicht nur vom Staat nicht subventioniert, sie sind sogar *verboten.*
Vom systematischen Ausrottungsfeldzug, der im Jura gegen die deutschsprachigen Schulen der Täufer geführt wird, liest man soeben wieder in einer Mitteilung des Deutschschweizerischen Schulvereins; man entzieht diesen Schulen jeden Beistand, um sie so in eine Geldnot zu bringen, die es ihnen verunmöglicht, noch qualifizierte Lehrkräfte zu erhalten.
Toleranz und Entgegenkommen sind im sprachlichen Bereich für unsere chers confédérés höchst *einseitige* Rechtsgeschäfte: man pocht auf sie, wo man selber in der Minderheit ist, kennt sie aber nicht mehr, sobald die Verhältnisse umgekehrt liegen. Es läßt sich das auf Schritt und Tritt feststellen. In der NZZ beklagte sich ein Oberwalliser, daß im deutschsprachigen *Oberwallis* sozusagen *jede* Aufschrift bei den SBB zweisprachig angebracht werden muß, während dies von Siders abwärts plötzlich nicht mehr gilt. Nicht einmal die Simplon-Schnellzüge würden in *Sitten* auch deutschsprachig ausgerufen; in Brig aber

müsse alles zweisprachig ausgerufen werden. Es verhält sich in den Bahnhöfen unserer großen Städte kaum anders.
In *Bern* werden die Schnellzüge sowohl in die West- wie in die Ostschweiz zweisprachig ausgerufen, in Zürich die in die Westschweiz. In *Genf* oder *Neuenburg* werden sie kaum je einmal eine deutschsprachige Ansage hören, in Lausanne höchst ausnahmsweise. Dabei lauten die Vorschriften des von den SBB erlassenen Reglements für alle gleich. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß man sich jenseits der Saane nicht um sie kümmert.
Als wir neulich mit einem des Deutschen völlig mächtigen welschen Journalisten darüber sprachen, meinte er lächelnd (wir geben die Antwort wörtlich wieder): „Die Welschen rechnen eben damit, daß ihr Deutschschweizer in der Sprachenfrage ‚gueti Tscholi' seid." Bisweilen bekommt man den Eindruck, es gebe Leute, die sich um diesen „Ehrentitel" *bemühen*. *M. G.*

„Sprache zwischen Freiheit und Schulgrammatik"

Wir antworten diversen Fragestellern, daß der Vortrag, den Dr. H. Trümpy am 27. März 1961 an der Jahresversammlung des Sprachvereins über „Sprache zwischen Freiheit und Schulgrammatik" gehalten hat, in der Zeitschrift „Gymnasium Helveticum" (November-Heft 1961) abgedruckt wurde.

Tod eines verdienten amerikanischen Germanisten

In New York starb 82jährig Friederick W. J. Heuser, früher Professor für Germanistik und neue deutsche Literatur an der Columbia-Universität, der sich um die Verbreitung deutschen Schrifttums in den Vereinigten Staaten und um die Kenntnis der amerikanischen Kultur in Deutschland große Verdienste erworben hat. Heuser, ein gebürtiger Schlesier, lehrte seit 1902 in New York und stand auch lange Jahre der Germanistischen Gesellschaft von Amerika vor. Als Direktor des Deutschen Hauses in New York erreichte er dessen Erhaltung während der beiden Kriege und trat für Studentenstipendien und Studentenaustausch ein, nach dem letzten Krieg namentlich auch für die Versorgung der deutschen Bibliotheken mit amerikanischer Literatur. Hauptgegenstand seiner Forschungen war das Werk Gerhart Hauptmanns, mit dem er befreundet war und den er auf seiner Amerikareise begleitete.
(np., „Die Tat").

Lokkarno?

Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, daß im Nachrichtendienst unserer Radiosendungen das *c* (oder *qu*) in romanischen Wörtern als *aspiriertes k* ausgesprochen wird, am häufigsten in Communiqué, gelegentlich auch in Locarno. Das ist natürlich norddeutsche Aussprache. Wir haben ja diese Schwierigkeit nicht. *E. R.*

Babylonische Sprachverwirrung im Bundeshaus

Stilmeister Lessing hat den sonnenklaren Satz geprägt: „Die größte Deutlichkeit war mir immer auch die größte Schönheit!" Undeutlich, somit unschön und stilwidrig ist die Verwendung von zwittrigen Ausdrücken. Kraß ist die Verwirrung, die beispielsweise das Wort „Untiefe" anrichtet. — „Achtung! Untiefe!" warnt den Schwimmer vor einer abgrundartigen (sehr großen) Tiefe, den Steuermann dagegen vor seichten (wenig tiefen) Stellen.
In die gleiche Irre leitet der Gebrauch des Wortes „Wassernot". Im einen Falle wird eine große Trockenheit, im andern eine furchtbare Überschwemmung geschildert. Die zutreffende Bedeutung solcher Zwitteraus-

drücke ist meistens nur aus der folgenden Beschreibung erkennbar, bis dahin bleibt der Leser (oft lange genug) im ungewissen. Die Sprache hat zwar die Zwillingsform Wassersnot für Überflutung geschaffen, aber von hundert Zeitungsschreibern ist dies kaum einem einzigen bekannt.

Nun soll nach der Erklärung des Einsenders K. M. („Sprachspiegel" Nr. 4) auch das Wort „Bedarf" zweideutig sein, weshalb es durchaus möglich sei, sowohl einen Bedarf (= etwas Fehlendes) zu *decken,* als auch einen Bedarf (= etwas Vorhandenes?) zu *lagern.* (Als Transitiv benutzt, setzt „lagern" die Gegenwart eines Gegenstandes voraus.) Er beruft sich mit seiner Belehrung auf zwei von Goethe und den Brüdern Grimm stammende Beispiele, die aber dem heutigen Vorstellungsinhalt nicht mehr gerecht werden. Der Stilduden nennt kein einziges Beispiel der Doppeldeutung; er wird seine guten Gründe dafür haben. Im Brockhaus-Lexikon, dem man gewiß nicht nachreden kann, es sei oberflächlich, wird nur der Ausdruck „Bedarfsdeckung" erläutert. Vergeblich sucht man nach dem Wort „Bedarfslagerung" und dessen Auslegung. Unter Bedarf versteht es „den Antrieb, einen fühlbaren Mangel abzustellen".

Die Ausweitung der Bedeutung eines Ausdrucks ist sicherlich gerechtfertigt, solange die Deutlichkeit nicht darunter leidet. An sprachlichen Janusköpfen aber, wie Untiefe, Wassernot usw., besteht gewiß kein weiterer Bedarf, der vorhandene Vorrat leistet der Sprache ohnehin keine guten Dienste. — Die sprachpflegerische Arbeit von R. M. als Beckmesserei abtun zu wollen, ist unbillig. Freuen wir uns, daß der Geist Wustmanns wieder lebendig wird, unsere Sprache hat es beschämenderweise bitter nötig.

E. W.

Zu „vernütigen" (6. Wettbewerb)

Für das etwa gleichbedeutende Fremdwort „bagatellisieren" habe ich in letzter Zeit öfter gelesen: verniedlichen oder verharmlosen, auch verkleinern. Das erste Wort entspricht genau Ihrem „vernütigen".

V. Erlanger

Schonen, nicht Skane

Eine Leserin, die sich als Freundin des „Sprachspiegels" und als Freundin Schwedens bezeichnet, macht uns auf folgendes aufmerksam: In einem der „Weltwoche" entstammenden Beitrag „Stockholm" (Heft 4, Seite 120) war die Ortsangabe Skane zu finden. Skane aber existiert nicht. Das Wort müßte mit einem kleinen o über dem a geschrieben werden. Wahrscheinlich verfügen die Setzer nicht überall über den entsprechenden Buchstaben. Weshalb also für das unrichtige Skane nicht einfach das deutsche Wort benützen: Schonen?

B. v. S.

Die Haltstraßen in England

Anläßlich einer Reise durch Großbritannien habe ich kürzlich mit Erstaunen festgestellt, daß man dort die „Stopstraße" und das „WC" nicht kennt. Die Stopstraße heißt überall „Haltstraße" und das WC „Lavatory". Hingegen in Frankreich heißt die Haltstraße „Stopstraße" und der Abort „WC".

W. R.

(Lavatory ist wohl angebrachter in England, denn die Initialen WC reizen vor allem Juxbrüder zu Vergleichen mit Albions heldenhaftem Führer im letzten Krieg. Der Setzer)

Kommerzienrats in Fracks
(Juli/August-Heft 1963)

„In Fracks" ist natürlich Unsinn. Aber Kommerzienrats? Waren es drei oder vier Kommerzienräte, die „in Frack", nicht in Fräcken, erschienen waren? Oder Herr und Frau Kommerzienrat? Dann kann man schon „Kommerzienrats" sagen. So wie man sagt, und kaum anders sagen kann:

Meyers haben eine Abendgesellschaft gegeben, und Müllers waren auch dabei.
Die Jungens, die Mädels, die Kerls? In gepflegtem Deutsch schreibt man selbstverständlich die Jungen, die Mädel, die Kerle. Aber irgend etwas fehlt einem dabei, was die Mehrzahl ganz deutlich erkennen läßt.
Ist dies Mehrzahl-*s* wirklich falsch? Es kommt aus dem niederdeutschen Sprachraum und ist vor allem dort gebräuchlich. (Und von dort ins Englische hinübergekommen.) Duden führt es als niederdeutsch an, bei Junge als umgangssprachlich Jungens und Jungs, Mädels auch als umgangssprachlich, Kerls desgleichen mit verächtlichem Ton. Weiter die Wracks, die Uhus.
Aber um auf Kommerzienrats in Frack zurückzukommen — da braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß nur er den Frack trägt; unser geistiges Auge sieht ihn, am Arm die Frau Kommerzienrat (oder Kommerzienrätin?) in ausgeschnittenem Abendkleid.

H. Behrmann

Briefkasten

v, f oder ph?

Zu Ihrer Antwort in Heft 3, Seite 90, schlage ich vor, daß wir dort f setzen, wo wir f sprechen, und v dort, wo wir v sprechen, also: kaufen, aber schnauven, Eifel aber Hannover.
Antwort: Ihrem Grundsatz an sich würden wir zustimmen. Aber wir müssen Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie einem Irrtum erliegen, wenn Sie annehmen, der f-Laut in *kaufen* sei in der Hochsprache anders als der von *schnaufen*. Ein Blick in den Siebs oder in den Aussprache-Duden wird Sie davon überzeugen, daß in beiden Wörtern der genau gleiche Laut zu sprechen ist. Ebenso spricht man Hannover mit einem f-Laut, nicht mit einem w-Laut aus. (Man spricht: hano:fer, hano:ferisch, aber: hanover*a*-ner.) Ihr Irrtum ist leicht zu erklären: In den schweizerdeutschen Mundarten wird tatsächlich der f-Laut nicht in allen Wörtern gleich ausgesprochen. Wir unterscheiden: chauffe, schnuufe, Ofe. Das f in schweizerdeutsch Ofe weist eine Qualität auf, die es in der Schriftsprache überhaupt nicht gibt. Es handelt sich um ein weiches, aber stimmloses f.

am

Der Fall der Rassenschranken

In der „Schweizer Illustrierten Zeitung" hieß es mit Bezug auf die Rassenschranken in den USA: „... trotz des symbolischen Falles der Rassenschranken ..." Das muß doch heißen „trotz des Fallens", oder nicht? Es gibt doch wohl keinen Fall der Rassenschranken, sondern nur ein Fallen. Höchstens daß es einen Fall darstellt, wenn einmal Rassenschranken fallen.
Antwort: Der Fall bedeutet seit alters in erster Linie „das Fallen". Deshalb spricht man vom Fall eines geworfenen Steines, einer Kugel, des Barometers, vom Fall der Meteorsteine, des Blattes, des Regentropfens. Daher ist es nicht unrichtig, auch vom Fall der Rassenschranken zu sprechen. In der Gegenwartssprache ist eine solche Wendung freilich weniger gebräuchlich als früher. Man spricht heute eher vom Wegfall einer Schranke, weil das Wort Fall zu Mißverständnissen führen kann.

am

Der, die, das Vignoble?

Das Rebgelände am Neuenburger See heißt Le Vignoble. *Welchen Artikel soll man diesem Namen geben, wenn*